

FRIEDRICH RUDOLF
LAUBI

1863-1936

IN MEMORIAM

G 435
Dr. M. Gamper
Wthnr



GELEITWORT

Von Dr. Max Gamper

In seiner letztwilligen Verfügung hat der am 14. Januar 1936 verstorbene Fritz Laubi, wie er von seinen Eltern, Geschwistern und weitem Verwandten genannt wurde, mich, seinen ältesten Neffen, gebeten, die Sichtung und Aufbewahrung seines künstlerischen Nachlasses zu übernehmen.

Um dem letzten Wunsche meines verstorbenen Onkels nicht nur nach meinem besten Wissen und Können, sondern auch in objektiv richtiger Weise zu entsprechen, suchte ich einen durch kunsthistorische Studien geeigneten Mitarbeiter. Herr Dr. iur. et phil. Hans Gustav Keller aus Thun, der als Bibliothekar des Kunstgewerbemuseums in Zürich unsern lieben Verstorbenen als fleißigen Besucher und Benützer der Bibliothek und des Museums persönlich gekannt hatte, ließ sich durch freundschaftliche Beziehungen zur Mitarbeit gewinnen.

Den Menschen Fritz Laubi hatte Herr Pfarrer Brändli in Zürich-Enge aus persönlicher Bekanntschaft heraus in seiner Abdankungsrede im Krematorium Zürich so treffend und wahr geschildert, daß ich ihn um die Erlaubnis bat, die Rede als Ergänzung der Gedenkschrift einfügen zu dürfen.

Fritz Laubis Schaffen zeigt sich in den einzelnen Lebensabschnitten von sehr verschiedenem Werte. Seine frühesten Arbeiten sind wohl

zu den besten zu zählen. Im Besitze einzelner Familienglieder finden sich Porträte aus seiner Studienzeit, die erkennen lassen, daß er auf diesem Gebiete fruchtbarer weiter gearbeitet hätte als in der handwerklichen Betätigung seiner Forbacher Zeit. Hier wurde die Entwicklung seines unzweifelhaften Talentes im Malen und Zeichnen vor allem gehemmt durch den Zwang, seine gesamte Tätigkeit auf die Bedürfnisse der Fabrik einzuschränken. Eine Reihe selbständiger Entwürfe vermitteln uns eine Vorstellung von seiner Arbeit in Forbach. Nur in der Form solcher Entwürfe kann leider auch die Glanzleistung seines Forbacher Schaffens in Erinnerung gerufen werden: Die künstlerische Ausschmückung der Villa des Herrn Kommerzienrates Adt. Daß er sich von der einmal eingeschlagenen Künstlerlaufbahn abdrängen ließ auf den Weg des kunstgewerblichen Entwerfers, läßt sich zum Teil aus seinem übertriebenen Hang zur Selbständigkeit und aus einer gewissen Menschenfurcht erklären. Die Anstellung in Forbach sicherte ihm die finanzielle Selbständigkeit und die Unabhängigkeit von Menschen, durch die er sich ungenügend verstanden fühlte. In seiner Familie hatte Fritz Laubi fast ausschließlich bei seiner Tante Gritli Verständnis gefunden, die sich seiner während des Studiums und auch in späterer Zeit stets liebevoll annahm, der er auch das einzig vorhandene Selbstporträt gewidmet hatte. Die Enttäuschung, welche die Folgen des Weltkrieges dem gewissenhaften Menschen und Künstler brachten, erschütterten nicht nur seinen Gesundheits- und Gemütszustand, sondern wirkte auch zerstörend auf sein künstlerisches Empfinden und auf seine Selbstkritik. Es vergingen

Jahre, bis er wieder zu Pinsel und Palette griff, und lange Zeit wollte ihm nichts gelingen, das ihn hätte befriedigen können. Das auffallendste Zeichen seiner innern Zermürbung blieb, daß er mit den künstlerischen Strömungen der neuen Zeit nicht mehr Kontakt gewinnen konnte und ganz in den Anschauungen seiner Studienzeit verharrte. So kam es, daß sein Schaffen in den letzten Lebensjahren keine Entwicklung aufweisen und keinen Anklang mehr finden konnte, und daß er immer mehr einer grüblerischen und verbissenen Kunstgesinnung verfiel, die niemand mehr zu verstehen vermochte.

Es war daher keine leichte Aufgabe, den gesamten Nachlaß auf seinen künstlerischen Wert hin zu sichten. Der Wunsch des Verstorbenen, daß ein Teil seiner Entwürfe dem Kunstgewerbemuseum als Vorlagen zur Verfügung gestellt werde, konnte leider nicht erfüllt werden, da die Arbeiten für die heutige kunstgewerbliche Richtung nur noch historischen Wert besitzen. Von denjenigen Werken jedoch, die uns einer Besichtigung würdig scheinen, werden wir eine kleine Ausstellung veranstalten für die Verwandten, bei denen ein eventuelles Interesse für den Erinnerungsgehalt der Bilder vorausgesetzt werden dürfte. Es wird sich den Ausstellungsbesuchern Gelegenheit bieten, sich um den Besitz der ihnen allfällig noch wertvollen Bilder zu bewerben. Der Rest wird zu treuen Händen bei mir aufbewahrt und jederzeit zugänglich bleiben.

Diese kleine Denkschrift entstand nicht nur aus dem Bestreben, dem Wunsch des lieben Verstorbenen nach seinem Sinn zu entsprechen und die von ihm zu diesem Zweck ausgesetzten Mittel würdig zu

verwenden, sondern auch aus meinem aufrichtigen Bedürfnis, diesem Leben, das ich jahrzehntelang ausschließlich von künstlerischen Bestrebungen erfüllt sah und das ich darum auch von diesen her verstanden und geehrt wissen möchte, das wohlverdiente Denkmal zu setzen.

Winterthur, Ende 1936.

DER MENSCH

Von Pfr. Arnold Brändli
Abdankungsrede, gehalten in Zürich
am 17. Januar 1936

Geehrte Trauerversammlung,

Wir sind hier zusammengekommen, um Abschied zu nehmen von einem stillen, ruhigen Menschen, der, nachdem ein unerbittliches Geschick sein Lebensschifflein aus dem gewohnten Kurs geworfen hatte, sich nicht mehr in der rauhen Wirklichkeit des Daseins zurechtfinden konnte.

Fritz Laubi war in jeder Beziehung ein unzeitgemäßer, ganz und gar nicht moderner Mensch. Die Welt, in der er einst so gerne lebte, ist längst zerfallen, und die Welt, die täglich an ihn herantrat, war ihm fremd und unbegreiflich geworden. So lebte er denn als Fremdling und Pilger in unserer Zeit, erfüllt von einer Sehnsucht nach einer schöneren Welt, die ihm durch Gottes Gnade nun zuteil geworden ist. Wer ihn näher kannte, liebte ihn trotz seiner Eigenheiten und Weltfremdheit, trotz seiner Schüchternheit und seinem leisen Mißtrauen, das ja allen Menschen zu eigen ist, die sich verkannt fühlen und unsicher sind. An irgendeinem Punkte seines Lebens, wo andere, glücklichere, den Wendepunkt zur Entfaltung finden, ist er still geblieben und hat er sich verankert in einer Welt der schönen Illusion, einer Welt der Märchenstimmung und Ritterherrlichkeit, für die unsere Zeit nur ein mitleidiges Lächeln übrig hat. Diese Welt hielt Fritz Laubi fest. Ja, er stellte sie oft kühn und verwegen, ihres Wertes voll bewußt, der heutigen Welt mit ihrer künstlerischen Eigenart entgegen, und war davon überzeugt, daß er für eine bessere Sache kämpfte.

Wie viele Konflikte, Enttäuschungen und Leiden ihm aus diesen Kämpfen erwachsen sind, ahnt jeder, der mit Fritz Laubi bekannt gewesen ist; aber zum Glück weiß er auch noch anderes: nämlich, daß Fritz Laubi ein gutes Herz, ein kindliches Gemüt und einen saubern Geist hatte, und daß er ohne Falsch und ohne Hinterlist war.

Wir wollen versuchen, das Leben des Heimgegangenen zu skizzieren auf Grund von Angaben seiner nächsten Verwandten und nicht zuletzt auch aus eigener Bekanntschaft und Freundschaft.

Fritz Laubi erblickte am 30. Dezember 1863 in Winterthur als zweitjüngstes von sieben Kindern des Kaufmanns Jakob Leonhard Laubi und der Karolina, geborenen Hanselmann, das Licht der Welt. Seine sechs Geschwister sind ihm alle im Tode vorausgegangen. Seine Jugendzeit im geräumigen Vaterhause mit dem großen Garten war eine sonnige und unbeschwerte, darin sich Fritz frei entfalten konnte, von gütigen Eltern in guten Verhältnissen wohl behütet und mit Verständnis gefördert. An schönen Sonntagen pflegte der Vater seine Familie mit Roß und Wagen über Land spazieren zu fahren. Dabei lernten die Kinder die Umgebung besser kennen, als es heute vom schnellfahrenden Auto aus möglich ist. Fritz Laubi liebte es auch, mit Nachbarskindern und mit seinen Geschwistern im Garten Feste zu veranstalten, wobei ihm seine Begabung für malerische Aufzüge sehr zustatten kam. Auch das Theaterspielen war ihm eine Lieblingsbeschäftigung. Für das selbstgebaute Theater malte er bunte Szenarien. Da wurden dann dramatisierte Märchen und vaterländische Spiele aufgeführt, wobei er sich weniger als Schauspieler, denn als ge-

schickter Regisseur betätigte. Bei alledem trat seine Begabung für das Zeichnen und Malen klar zutage. Nach dem Besuch der Primar- und Sekundarschule tritt Fritz Laubi, seiner Begabung folgend, in die Kunstschule des Technikums ein, wo Prof. Pétua ihn sehr zu fördern verstand. In München an der Kunstakademie setzte er seine Studien fort. Seine Zeichnungen und Gemälde aus dieser Zeit vertragen eine schöne Begabung. Und manch ein Blatt ist von erfrischender und beglückender Lebendigkeit. Aber auch gesellschaftlich entfaltete sich der im Grunde schüchterne Mann aufs schönste. Er schloss Freundschaft mit den Malern Albert Welti und Arnold Böcklin, lernte auch Ernst Kreidolf und Lenbach kennen, und genoß in vollen Zügen die mancherlei Anregungen, die diese kunstliebende Stadt zu bieten hatte. Nach einer Studienreise, die ihn nach Rom führte und die ihm unvergeßliche, bis in sein Alter frisch bleibende Eindrücke vermittelte, setzte er in Straßburg bei Prof. Seder seine kunstgewerblichen Studien fort.

Die Einsicht in die Grenzen seiner Begabung und die ausgesprochene Vorliebe für das Dekorative bewogen ihn, sich auf dem Gebiete des Kunstgewerbes zu betätigen. In Nürnberg eröffnete er ein Atelier für Goldschmiede-Entwürfe. Prachtvolle Entwürfe von Pokalen zeugen davon, daß Fritz Laubi auf dem rechten Wege war, aber leider verfügte er nicht über die kaufmännischen Fähigkeiten, um die Früchte seines Schaffens auch ernten zu können. So wurde sein Unternehmen zu einem Fehlschlag. Er war darum froh, daß er durch Vermittlung seines Straßburger Lehrers, Prof. Seder, in dem Etablissement des

Kommerzienrates Adt in Forbach in Lothringen eine Anstellung fand, in welcher er fast dreißig Jahre seines Lebens schöpferisch tätig sein sollte. Es war seine dankbare Aufgabe, Papier-Maché-Artikel künstlerisch auszuschnitzen. Das tat er mit Liebe und Hingebung und auch mit unerschöpflicher Erfindungsgabe. Hunderte von Entwürfen legen beredtes Zeugnis dafür ab, wie sehr ihm dieses dekorative Schaffen lag und mit welchem Erfolg er es tat. Die große Fabrik nahm nicht zuletzt dank seiner treuen Arbeit einen ungeahnten Aufschwung. Sein Prinzipal, der mit ihm im schönsten Vertrauensverhältnis stand, bewies ihm dieses Vertrauen auch dadurch, daß er Fritz Laubi den ehrenhaften Auftrag gab, seine neuerbaute Villa künstlerisch auszuschnitzen. Diese Arbeit bedeutete für ihn den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens. Da das kleine Fabrikstädtchen Forbach weder gesellschaftliche, noch kulturelle Anregung zu bieten hatte, so vereinsamte Fritz Laubi immer mehr. Daß er in diesen Verhältnissen nach und nach zum schrullenhaften Junggesellen wurde, ist nur zu begreiflich. Doch hielt er treu aus, und er freute sich auf die Zeit, da er, seine wohlverdiente Pension verzehrend, sich in München niederzulassen gedachte. Doch es sollte anders kommen. Der unselige Weltkrieg riß die lothringische Grenzstadt in einen fürchterlichen Trubel hinein. Eine Atmosphäre des Mißtrauens und des Hasses entstand. Fritz Laubi, der in Deutschland seine zweite Heimat gefunden hatte, liebte dieses Land und hoffte auf den Sieg der Deutschen. Er brachte seiner Wahlheimat manches Opfer, doch wie groß war sein Schmerz, als im November 1918 Deutschland zusam-

menbrach und Forbach von den Franzosen besetzt wurde. Sein Prinzipal mußte von einem Tag auf den andern Lothringen verlassen. Und wenn auch der nun Heimgegangene in seiner Stellung bleiben konnte, wohl fühlte er sich darin nicht mehr. Wie litt er darunter, daß die französische Gesellschaft, die die Fabrik übernommen hatte, seine Arbeit nicht mehr gebührend schätzte, daß gegen ihn wegen seiner ausgesprochenen Deutschfreundlichkeit ein großes Mißtrauen herrschte. Und doch hielt er noch jahrelang aus, bis er dann im Jahre 1925, seiner Pension verlustig gehend, entlassen wurde. Das war für ihn ein harter Schlag. Zur Unkenntlichkeit abgemagert vor Schmerz und Kummer, kehrte er in die Schweiz zurück. Hier fand er zuerst bei seinem Bruder Otto, später bei seiner Schwägerin Mathilde ein schützendes Dach und liebevolle Pflege. Aber der Arme, aus dem gewohnten Geleise geworfen, war ein Entwurzelter geworden, verfolgt von bösen Gedanken, und im Gefühl des Verkanntseins und ohne Vertrauen in seine Zukunft, lebte er schwer und ohne Lust. Es brauchte Jahre, bis er das Gleichgewicht wieder gefunden hatte. Und auch jetzt war er ein Fremdling, die Zeit nicht mehr verstehend, wie auch er sich so selten verstanden fühlte. Doch fing er wieder zu arbeiten an. Morgens arbeitete er zu Hause und am Nachmittage im Kunstgewerbemuseum, einen ungeheuern Fleiß entwickelnd. Bild auf Bild entstand. Aber, wie sonderbar. Die meisten weisen zurück in eine längst versunkene Epoche und blicken darum den Beschauer fremd und unwirklich an. So sollte denn eine zweite Tragik auf ihn warten: der einst so geschätzte und verehrte Kunstgewerbler wird als freischaffender Maler

nicht verstanden und muß es erleben, durchkämpfen und erleiden, daß er ein Fremdling ist in einer Zeit, die längst über seine Kunstgattung hinweggeschritten ist. Daß er vom Werte seines Schaffens unentwegt überzeugt war, hat ihm etwas Kämpferisches gegeben.

Doch das Bild, das wir von ihm gezeichnet haben, ist nicht das ganze Bild seiner Persönlichkeit. Ich freue mich darüber, daß ich ihm habe näher kommen dürfen. Habe ich doch einen Menschen kennengelernt, der Freundschaft suchte und Freundschaft schenken konnte. Wie treu war er doch seinem Innern. Die Kindlichkeit seines Wesens gab ihm etwas Unsicheres, Scheues. Auch ein klein wenig Mißtrauen, das zwar bald verschwand, wenn er aufrichtiger Liebe begegnete, lauerte in seinem prüfenden Blick. Und dann war er auch ein dankbarer Mensch. Wie wußte er es zu schätzen, daß ihm seine Schwägerin ein freundliches Asyl bot und daß sie trotz allen Mißverständnissen, die durch seinen eigensinnigen Wesenszug heraufbeschworen wurde, in schwerster Zeit treu zu ihm gestanden ist.

Sein Lebensabend wurde gleichsam gekrönt von einem Ereignis, an dessen Zustandekommen er ein großes Verdienst hatte. Als vor vier Jahren ein Neffe aus einem überseeischen Lande zurückkehrte, da ergriff Fritz Laubi die Initiative für einen Familientag der ganzen Laubi-Familie. Auf diese Weise kamen Vettern und Cousinen aus der weitverzweigten Familie zusammen, die sich kaum dem Namen nach gekannt hatten. Beziehungen wurden angeknüpft, die jetzt noch blühen. Und das ist das Verdienst des nun Verstorbenen, der einen so ausgesprochenen Familiensinn bekundete und allezeit pflegte.

Und wie er dieses Fest zu gestalten wußte! Sein Sinn für das Dekorative, für das Feierliche konnte sich in schönster Weise ausleben. Und ein jeder, der an jenem Feste teilhatte, dankt dem Heimgegangenen für seine Bemühungen über das Grab hinaus.

Und schließlich dürfen wir auch davon reden, daß Fritz Laubi ein ausgesprochenes Bedürfnis nach religiöser Erbauung in sich spürte. Sonntag für Sonntag pilgerte er zur Kirche Enge, wo er seinen bestimmten Platz einnahm oben auf der Empore. Er sprach nicht von religiösen Dingen, seine Scheu hinderte ihn daran, aber man konnte es ihm anmerken, daß er Gott suchte als den, der in seiner unergründlichen Gnade auch über ihn, den wunderlichen Sonderling, seine schützenden Fittiche breitet und ihn ganz versteht, daß er unter Gottes Wort spürte und erlebte, wie er, der so schlecht in diese Welt paßte, in Gottes Haushalt doch ein taugliches Glied sein durfte. Und schließlich sehnte er sich auch nach einer Vollendung, die ihm auf Erden nicht zuteil wurde, die aber Gott denen verheißen hat, die ihn lieben.

Und nun hat er sie erhalten. Vom Glauben ist er zum Schauen gekommen. Seine rührenden Bilder verraten fast alle eine Welt, die nicht lebt in diesem Äon. Lebt in ihnen nicht ein Stück seiner himmlischen Sehnsucht nach Überweltlichkeit, unbeholfen dargestellt, wie sein Leben selbst war? Nun aber ist alles Unbeholfene von ihm abgefallen. Ruhig und still durfte er einschlafen, um aufzuwachen im Reiche seines himmlischen Vaters. Und was kein Auge geschaut, eine über alle Maßen große Herrlichkeit, soll ihm offenbar werden!

In der Bergpredigt steht das Wort: Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen! Dürfen wir dieses Wort auf sein Leben beziehen? Wir sagen: Ja. Er war ein Mensch. Und als Mensch hatte er Fehler und Schwächen wie wir alle. Er wußte selber am besten darum. Und gewiß litt er auch darunter. Und ist nicht sein sonderbares Wesen zuletzt doch der Ausdruck der Erkenntnis dessen, daß alles Menschenwerk Stückwerk ist? Trotz alledem dürfen wir sagen: Er bewahrte ein kindlich reines Herz. Auch darin, daß er, wie Kinder zu sein pflegen, so starr- und eigensinnig war. Aber auf dem Grunde seiner Seele war kein Falsch, er war in seinem Herzen rein und sauber geblieben. Und darum dürfen wir sagen: Gott liebte ihn um dieser Tugend willen. So darf er denn auch der Verheißung teilhaftig werden, Gott zu schauen, die Vollendung zu schauen und daran teilzuhaben. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat in Jesus Christus unserm Herrn.

*Wenn ich einmal soll scheiden,
so scheid nicht von mir,
wenn ich den Tod soll leiden,
so tritt du dann herfür.*

*Wenn mir am allerbängsten
wird um das Herze sein,
so reiße mich aus den Ängsten
kraft deiner Angst und Pein.*

Amen

DER KÜNSTLER

Von Dr. Hans Gustav Keller

Zwei Dinge sind es, die letztlich die Entwicklung und das Werk eines künstlerisch tätigen Menschen bestimmen: die Fähigkeiten, die ihm das Geschick in die Wiege gelegt hat, und die Zeit, in der er wirkt und lebt. Beide stehen gewöhnlich in Wechselwirkung zueinander. Nur dem Genie ist es gegeben, die Schranken zu sprengen, welche die andern Sterblichen fesseln, und für die Ewigkeit zu schaffen oder seiner eigenen Zeit neue Wege zu bahnen. Denn je größer eine Begabung ist, desto weniger ist sie dem Stil eines bestimmten Zeitalters verpflichtet, desto zeitloser sind ihre Werke. Wenn aber auch von den ganz Großen in einem gewissen Sinne der Ausspruch Goethes gilt, daß die Menschen als Organe ihres Jahrhunderts anzusehen sind, um wieviel mehr trifft diese Wahrheit für jene Künstler zu, die nicht berufen sind, der Menschheit neue Ziele zu weisen!

Fritz Laubi, dessen Wirken als Künstler mit einigen Worten dem Verständnis nahegebracht werden soll, war keine bedeutende künstlerische Begabung und deshalb zeitlebens von den Einflüssen abhängig und beherrscht, die in seiner Kindheit und in den Jahren seiner Ausbildung auf ihn eingewirkt haben. Wer, wie der Schreiber, als Bibliothekar des Zürcher Kunstgewerbemuseums fast täglich die Gelegenheit hatte, den fleißigen kleinen Mann an der Arbeit zu beobachten und mit ihm zu verkehren, zu reden und zu plaudern,

dem mußte er wie eine Erscheinung aus einer längst versunkenen Zeit der Kunstgeschichte vorkommen. Fritz Laubi war seiner Begabung nach in erster Linie Kunstgewerbler und als solcher das Kind der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts, wie sein künstlerischer Nachlaß eindrücklich beweist. Die große Kunst ist ihm nicht unbekannt gewesen. Aber über Ansätze und Studien kam er nicht hinaus, und die Werke seiner letzten Jahre blieben in der Nachahmung stecken oder bedeuteten eine Fortsetzung seiner früheren kunstgewerblichen Arbeiten in vergrößertem Maßstabe.

Die Jahrzehnte, in denen Fritz Laubi als Kind einer begüterten Winterthurer Kaufmannsfamilie — der die Kunst keine unnahbar strenge und hohe Göttin war, der man nur anbetend naht, sondern eine frohe Gefährtin, die das Dasein schmückt und das kurz bemessene menschliche Leben heiter und freundlich gestaltet — aufwuchs und seine Ausbildung als Künstler und Kunstgewerbler auf der Kunstschule des Technikums Winterthur und an der Kunstakademie in München und später in Straßburg empfing, fielen in das Zeitalter der politischen und wirtschaftlichen Herrschaft des oberen Bürgertums nach dem Abschluß der nationalstaatlichen Entwicklung der mitteleuropäischen Staaten. Die europäische Gesellschaft fühlte sich damals, wie Goetz schildert, unangreifbar in ihrer weltumspannenden Herrschaft. Die Kultur von Jahrhunderten hatte sich in Europa angesammelt und gesteigert, die Summe der Leistung, die Höhe der Kultur, die Verfeinerung alles Lebens war einzigartig. Aber neben dieser kulturellen Höhe stand eine tiefe innere Zerrissenheit. Ein tägliches

Hasten erfaßte diese ganze Kulturmenschheit, und immer weitere Kreise wurden in diesen wirren Strudel des Lebenskampfes hineingerissen. Dabei fehlte es an jedem inneren Rückhalt, an geistiger und sittlicher Bildung, sich im Glück oder Unglück zu behaupten. Überall Maschinenlärm, ein täglich steigender Verkehr, ein angestregtes Arbeiten, eine lähmende Sorge ums Dasein, eine tiefe Kluft zwischen Reich und Arm, zwischen frivolem Genießen und bitterem Elend. Die sozialen Gegensätze traten mit Schärfe hervor, und der Streit der politischen Parteien zerriß die eben erst politisch geeinigten Völker.

In der Malerei und den andern Künsten bekundete sich diese äußere und innere Unsicherheit in der Theaterkunst und dem leeren Virtuositentum der Piloty und Makart, aber auch in dem Suchen nach einer echten, von jeglichem falschen Schein freien Kunst. Die Nachahmung der verschiedensten Stile vergangener Jahrhunderte und Jahrzehnte sind ebensosehr die Zeugnisse eines Zerfalls in der künstlerisch-geistigen Haltung der europäischen Völker, wie die Anzeichen für das Streben nach einem eigenen, neuen, dem Zeitempfinden angemessenen Stil. In zwei Richtungen drückte sich zum Beispiel in der Malerei schließlich der Wille zu echter Kunst aus: im Realismus und Impressionismus der großen französischen Meister und eines Menzel, Leibl und ihrer Nachfahren und im Idealismus der Feuerbach, Böcklin, Marées, Thoma, Richter, Schwind und verwandter deutscher Meister.

Nachhaltiger noch als die freien Künste wurde das Kunstgewerbe

von den Erfordernissen und Wirkungen des Maschinenzeitalters erfaßt, und später als die große Kunst und mühsamer fand es den Weg zu einem einheitlichen Stil, zu Bodenständigkeit, Zweckgebundenheit und handwerklichem Können zurück. Die wachsende Erzeugung kunstgewerblicher Gegenstände, die durch die Verwendung der Maschinenkraft um das Vielfache anwuchs, und der damit zusammenhängende gesteigerte Verbrauch des Weltmarktes, der in beinahe noch höherem Maße zunahm, führten in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, wie Lehnert ausführt, zu einem außerordentlich schnellen Wechsel aller Stilmotive. Was vor dem Zeitalter der Maschine ein Jahrhundert hindurch geherrscht hatte, regierte jetzt kaum noch ein Jahrzehnt. Besonders in den achtziger und neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erfolgte ein immer schnelleres Vorwärtshasten aus der Renaissance in das Barock, aus diesem in das Rokoko und weiter in das Louis seize und Empire, begleitet von einer raschen Aufeinanderfolge wechselnder fremder, vor allem asiatischer Einflüsse. Zu alledem kam das Bestreben, das Wesen des Werkstoffes zu vertuschen und an die Stelle von teuren Stoffen billige Ersatzmittel treten zu lassen, die man jenen äußerlich völlig gleichen ließ, wie etwa Papiermaché dem Holz, Steinpappe dem Marmor, Gußeisen dem Schmiedeisen und der Bronze, versilbertes Messing dem echten Silber, galvanische Niederschläge dem massiven Metall. Die Errichtung ausgedehnter Fabrikanlagen und die Förderung der Maschinenarbeit drängte auf dieses Scheingut, auf diese Surrogate fast unabwendbar hin. Die Wirtschaft wollte der gro-

ßen Menge mit billigen Erzeugnissen dienen und ihr etwas möglichst kostbar Erscheinendes so billig als zugänglich liefern. Denn nicht nur die Wohlhabenden strebten danach, sich mit Erzeugnissen des Kunstgewerbes zu umgeben, die dem Geschmack verflossener Zeiten entsprachen, sondern auch die weniger Besitzenden, die ihre Wünsche nicht durch den Erwerb materialechter und darum teurer Gegenstände befriedigen konnten und sich mit Scheingut zufrieden gaben. Der Nachfrage nach dem Wohlfeilen entsprach das Kunstgewerbe und noch mehr die Kunstindustrie durch billiges Angebot.

Die künstlerische Entwicklung von Fritz Laubi, dessen entscheidende Wirksamkeit in die gekennzeichneten Jahrzehnte des ausgehenden 19. Jahrhunderts fällt, gliedert sich entsprechend den Stätten seiner Haupttätigkeit in die vier Stufen: Winterthur, München, Forbach und Zürich. Die Grundlagen seiner Ausbildung und die entscheidenden Einflüsse empfing er an der Kunstschule des Technikums Winterthur. Die Arbeiten aus dieser Zeit verraten eine rasche Auffassungsgabe, eine sichere Hand und die Fähigkeit zu gediegener und zuverlässiger Leistung. In Fritz Laubis Nachlaß fanden sich verschiedene trefflich ausgeführte kunstgewerbliche Entwürfe für Becher und für einen Ofen im Stil der Neurenaissance. Sie bezeugen sein Talent und belegen, wie sehr er sich die Formensprache jener Tage zu eigen gemacht hat. Denn der Stil, dem sich das Kunstgewerbe der siebziger und achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts mit einer heute nur schwer vorstellbaren Begeisterung widmete, war derjenige der Neuen Renaissance, für die das Malerische, der dekorative Gesamt-

eindruck das Ziel des Schaffens war. Der Anstoß zu diesem Stil, der sich an den Vorbildern der deutschen und der niederländischen Renaissance schulte und nur zu bald von schlichter Gediegenheit und würdevoller Haltung in ein Überwuchern der Altertümelei, ein Betonen des Zierats und des überreichen und gesucht Stimmungsvollen verfiel, war von München ausgegangen, das für die freien Künstler und die Kunstgewerbler des deutschen Kulturkreises der Vorkriegszeit eine der Kunststätten war, ohne deren Besuch eine künstlerische Ausbildung unvollständig erschien.

Als sich Fritz Laubi in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre in München niederließ, um an der Kunstakademie seine Studien fortzusetzen, stand die Hauptstadt Bayerns unter dem Einfluß und den Nachwirkungen Pilotys, dessen Lehrbegabung eine zahlreiche Schülerschar, unter denen Makart, Lenbach, Defregger, Habermann und Leibl hervorragten, herangezogen hatte. Das anregende Leben in dieser heitersten deutschen Großstadt, wie Lichtwark sie genannt hat, der Verkehr mit Künstlern, die vom koloristischen Theaterrealismus Pilotys nur die breite, saftige Malweise übernahmen und nach der unvoreingenommenen, unmittelbaren Erfassung der Wirklichkeit strebten, machten einen gewaltigen Eindruck auf den jungen Künstler. Er erlebte in München recht eigentlich den Höhepunkt seines künstlerischen und menschlichen Daseins. Wir wissen, daß er Welti, Böcklin, Kreidolf und Lenbach kennenlernte. Es war mehr als die Erinnerung an schöne Stunden in frohen Künstlerkreisen, wenn er sich später nach München sehnte und sich dort im Alter nieder-

zulassen dachte. Es war wohl das uneingestandene Bewußtsein, daß er dort seine besten Werke geschaffen hatte. Die männlichen und weiblichen Bildnisse in Öl, Kohle und Kreide und der männliche Akt, die aus der Münchner Zeit herkommen, sind künstlerisch das Wertvollste, was wir von ihm besitzen. Ohne Zugeständnisse, klar und einfach hat er diese Arbeiten angepackt und durchgeführt, und wenn sie wahrscheinlich auch nach fremden Vorbildern oder unter Anleitung oder unter dem Einfluß von Lehrern und anderer Künstler entstanden sind, so beweisen sie doch, was Laubi in einer günstigen Atmosphäre zu leisten imstande gewesen wäre. Eine Italienreise, an die ein Skizzenbuch mit hübschen Aquarellen erinnert, und ein Studienaufenthalt in Straßburg haben die Lehr- und Wanderjahre unseres Künstlers abgeschlossen.

Die ausgesprochen kunstgewerbliche Begabung Fritz Laubis und das Mißlingen des Versuchs, sich durch die Eröffnung eines Ateliers für Goldschmiedeentwürfe in Nürnberg als selbständig und unabhängig wirkender Kunstgewerbler zu betätigen, bewogen ihn, seine Fähigkeiten in den Dienst der Kunstindustrie zu stellen. Für den freien Künstler bedeutete dieser Entschluß den Verzicht auf hochgespannte Ziele und wohl ebenfalls das Eingeständnis, daß er die Grenzen seiner Begabung fühlte, für den Kunstgewerbler und Menschen jedoch die Möglichkeit, seine Kräfte für ganz bestimmte Aufgaben einzusetzen, und die äußere Sicherheit des Auskommens und Lebens. Dreißig Jahre lang, vom Ende der achtziger Jahre bis zum Übergang des Landes in französischen Besitz nach dem Weltkrieg,

war Fritz Laubi in der Papiermachéfabrik der Gebrüder Adt AG. in dem kleinen lothringischen Städtchen Forbach zwischen Saarbrücken und Metz tätig. Eine Fülle von kunstgewerblichen Entwürfen zum Schmuck der Erzeugnisse des Adtschen Unternehmens zeugt vom Fleiß Laubis und von seiner Gewandtheit, sich dem Geschmack des Tages anzupassen. Er lieferte die künstlerischen Entwürfe zum Schmuck von Federschachteln, Handschuhschachteln, Platten, Brotschalen, Dosen, Papierkörben, Serviettenringen, Fächern, Schreibzeugen, Wasserkannen, Knöpfen usw. Sein Erzählertalent bedeckte diese Gegenstände mit Blumen, Tieren, Landschaften, Darstellungen aus Märchen, zum Teil in Großformat, meistens aber aus zierlichen Miniaturen, bald in bunten Farben, bald als Schattenrisse oder in Gold auf schwarzem Grund. Der japanischen und chinesischen Kunst abgelauschte Motive wechseln ab mit Themen im Stil der Renaissance, der Gotik, des Rokoko oder mit solchen, deren Verwandtschaft mit der Neuromantik ohne weiteres auffällt. Als Ganzes genommen sind diese Forbacher Arbeiten bezeichnende Zeugnisse für das im Dienst der Kunstindustrie schaffende Kunstgewerbe der Vorkriegszeit. Viele Entwürfe erscheinen uns heute vollkommen geschmacklos und wert, vergessen zu werden. Aber daneben finden sich frisch und frohmütig erzählte Bildchen, unter denen etwa die Schilderungen nach den Grimmschen Märchen nachempfinden lassen, wie das kindliche Gemüt des langsam vereinsamenden Mannes daran seine reine Freude hatte und wie sich dieser allmählich in eine unwirkliche Welt einzuspinnen begann. Der größte Auftrag, der ihm in den langen For-

bacher Jahren anvertraut wurde und in dem er selber die künstlerisch größte Aufgabe erblickte, die er je bewältigen durfte, war die Ausschmückung der Villa seines Prinzipals. Die erhaltenen Entwürfe lassen erkennen, daß er den ehrenvollen Auftrag im Sinn seiner Zeit gelöst hat, indem er das Heim seines Vorgesetzten im Stil der Neu-renaissance sauber und gewissenhaft ausgestaltete, so daß Auftraggeber und Künstler mit der Arbeit zufrieden gewesen sein werden.

Der Weltkrieg und sein Ausgang war für Fritz Laubi wie für tausend andere ein jäher Bruch mit der Vergangenheit und der Beginn eines ehernen Zeitalters, das er nicht mehr verstand. Forbach wurde französisch, und Fritz Laubi verlor seine Stellung. Er kehrte seelisch und körperlich erkrankt in die Heimat zurück. Mit der Zeit fand er seine Gesundheit und damit die Freude an künstlerischer Arbeit wieder. Eine bedeutende Anzahl von Gemälden und Zeichnungen entstand in diesen Zürcher Jahren, überwiegend nach Vorlagen entworfen oder sogar reine Wiedergaben darstellend. Die Gebiete, die er behandelte, reichen von der Landschaft und vom Stilleben bis zu Bildnissen und Miniaturen, von heraldischen Entwürfen bis zu den mit besonderer Vorliebe behandelten Darstellungen aus dem Geist der Neuromantik, in der die Spitzweg, Richter, Schwind und Thoma zum Herzen des deutschen Volkes sprachen. Allein, Laubis Werke sind ein bloßer Abglanz ihres Lichtes und nur ein Ausdruck der Sehnsucht nach jener stillen Welt der Malerpoeten. Er besaß nicht die schöpferische Kraft, um etwas auch nur Ähnliches zu leisten. Seine Bilder aus der Zürcher Zeit bekunden durch ihre Stoffwahl und ihre

unnatürlich grelle Farbgebung das Leid eines Menschen, der in einer unwirklichen und vergangenen Welt lebte und dem das Schicksal versagt hatte, das zu sein, was er sein wollte oder zu sein glaubte. Er fühlte sich als Mensch und als Künstler verkannt, und die Erfahrungen, die er sammelte, waren nicht dergestalt, daß er den Weg zu der neuen Zeit fand, auch wenn der Wille dazu nicht fehlte, wie seine allerdings aussichtslose Teilnahme an dem Wettbewerb für die künstlerische Ausgestaltung des Münsterhofs in Zürich beweist.

Fritz Laubis Leben und Wirken zeigt die Tragik eines Mannes, dem eine höhere Macht eine liebenswürdige Begabung geschenkt, aber die wahrhaft schöpferische Kraft versagt hatte, und der, ohne die Grenzen seines Könnens einzusehen, danach strebte, Ewiges zu schaffen, und sich in diesem Streben von seiner Mitwelt mißverstanden fühlte. Über seine zeitliche Erscheinung hinaus ist Fritz Laubis Schicksal kennzeichnend für die Tragödie einer Generation. Ihm, wie der Mehrzahl seiner Zeitgenossen, hatte die Furie des Weltkrieges das sichere Vertrauen in die Vernunft des Menschengeschlechts geraubt. Er war ein Vertreter des Bürgertums der Vorkriegszeit, dem die rauhe Härte der Nachkriegsjahre nicht verständlich war, und der sich in der veränderten Welt nicht mehr zurecht fand. Sein Leben hat den tragischen Unterton mit dem Leben anderer Künstler aus allen Zeiten gemeinsam. Es ist die Tragödie des Talents, jener schätzbaren Durchschnittsbegabung also, die nach den Worten Lichtwarks von der Umwelt abhängig ist und nicht wie das Genie die Kraft hat, sie umzugestalten oder zu zerstören und neu zu schaffen. Denn Ta-

lent ist, wie Lichtwark bemerkt, in Wirklichkeit eher ein Fluch als ein Segen. Der von ihm Befallene glaubt seine Gabe für voll nehmen und ein Leben darauf gründen zu dürfen. Er lebt in einer unwirklichen Welt und vom Glauben an eine Unwirklichkeit, sein Talent, eine Wolke von falschen Voraussetzungen verhüllt ihm den Blick, er täuscht sich über die Welt und sich selbst, und die Welt täuscht sich über ihn, indem sie ihn für viel mehr und zugleich für viel weniger einschätzt, als was er wert ist.

Besaß Fritz Laubi auch nicht die Gabe, sein Leben zum Kunstwerk zu gestalten, und war er auch als Künstler nicht schöpferisch befähigt, so darf man doch daran erinnern, daß er sich unentwegt strebend bemühte und daß er sich hohe Ziele setzte, die zu erreichen er freilich nicht die Kraft hatte. Aber sein Streben war rein und ehrlich und sein Wille gut. Damit erfüllte er die sittliche Pflicht des Menschen, da nach Kant nichts in der Welt und außer ihr zu denken möglich ist, was ohne Einschränkung für gut gehalten werden könnte, als allein ein guter Wille. Denn, wie Kant sagt, «wenngleich durch eine besondere Ungunst des Schicksals oder durch kärgliche Ausstattung einer stiefmütterlichen Natur es diesem Willen gänzlich an Vermögen fehlte, seine Absicht durchzusetzen, wenn bei seiner größten Bestrebung dennoch nichts von ihm ausgerichtet würde und nur der gute Wille übrig bliebe: so würde er wie ein Juwel doch für sich selbst glänzen als etwas, das seinen vollen Wert in sich selbst hat.»

ANHANG

Reproduktionen



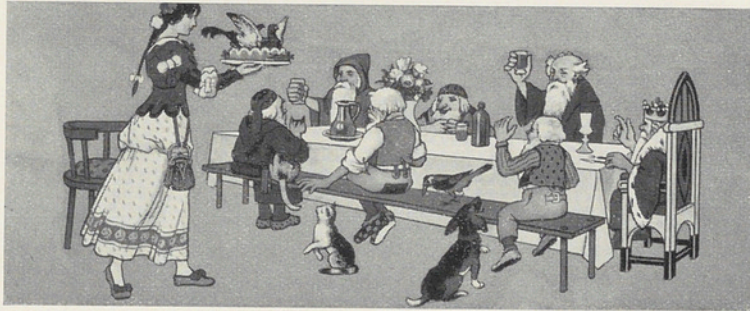
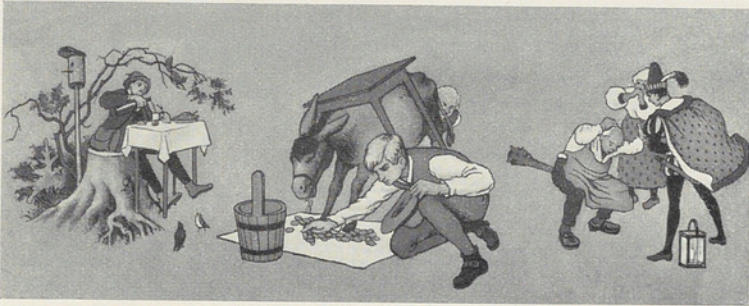
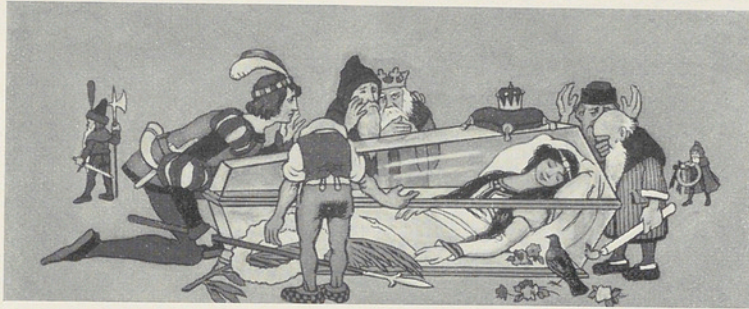














VERZEICHNIS DER REPRODUKTIONEN

Selbstbildnis. *Aus der Studienzeit.*

Tante Gritli Laubi. *Übermalte Photographie.*

Frau Ida Laubi-Friedrich. *Porträt in Öl.*

Goldener Pokal. *Entwurf aus der Technikumszeit.*

Wanddekoration *für die Villa Adt in Forbach.*

Bäuerin. *Kohlezeichnung aus der Münchner Zeit.*

Landschaft. *Kohlezeichnung.*

Dekorationsentwürfe *für die Firma Gebrüder Adt in Forbach.*

Wiesenbach. *Aquarell aus den letzten Jahren.*

Diese Gedenkschrift wurde aus der Walbaum-Antiqua gesetzt und auf echt englisch Bütten abgezogen. Den Druck des Textes, der Reproduktionen und die Bindearbeiten besorgte Gebr. Fretz AG.

Zürich 1936

E I N L A D U N G

Den Tag, an dem sich der Hinschied unseres lieben

FRIEDRICH RUDOLF LAUBI

zum ersten Male jährt, den 14. Januar 1937, hat der Unterzeichnete dazu ausersehen, die Sichtung des künstlerischen Nachlasses des Verstorbenen, der ihm in dessen letztwilligen Verfügung übertragen worden ist, zum Abschluss zu bringen. Es gereicht ihm zur Freude, beiliegend eine Gedenkschrift über das abgeschlossene Leben und dessen künstlerische Auswirkung zu überreichen und zugleich zum Besuche einer kleinen Gedächtnisausstellung einzuladen, welche vom 15. bis 25. Januar jeweils von 10-¹/₄12 und 2-4 Uhr *Stockerstrasse 48, 2. Stock, Zürich 2*, zu besichtigen ist.

Besuchern, denen es wertvoll erscheint, eines oder mehrere der ausgestellten Werke als Andenken an den lb. Verstorbenen zu besitzen, sind gebeten, ihren Namen auf einem Zettel neben die betr. Objekte zu stecken, damit sie ihnen nach Schluss der Ausstellung zugesandt werden können.

Winterthur, den 13. Jan. 1937

Dr. Max Gamper

NB. Diese Einladung dient gleichzeitig als Eintrittskarte.